



28.05.2017

Bettina Mittelbach

Liebe Gemeinde!

„Tut es gut, was du machst?“ Dieser Frage bin ich begegnet während meiner Predigtvorbereitung – und sie hat mich sofort gepackt.

„Tut es gut, was du machst?“ ist eine der guten Fragen der sogenannten „Erinnerungsguerilla“, einer sozialen Bewegung, die durch Ankleben solcher Fragezettel an öffentlichen Plätzen an menschlich Grundsätzliches erinnert und aktives Mitdenken provoziert.

Sie merken: In der Form, wie Sie die Frage in Händen halten, habe ich sie in die Ich-Form abgewandelt. Mir war es wichtig, diese Frage zunächst mir selbst zu stellen.

„Tut es gut, was ich mache?“ Das ist auch eine Frage, die mir als Pfarrerin wichtig ist. Das merke ich. Ich möchte weniger gut sein, als vielmehr gut handeln – in dem Sinne, welche Wirkung mein Tun und Reden als Pfarrerin bei anderen hinterlässt. Wobei man Sein und Handeln sicher nicht ganz scharf voneinander trennen kann.

„Tut es gut, was ich mache?“ Selbstverständlich stelle ich mir diese Frage auch ganz persönlich als der Mensch, der ich bin. Und da merkte ich sehr schnell: In dieser Form hat diese Frage, deutlicher als in der beruflichen Perspektive, zwei Ebenen, nämlich zunächst die Ebene auf mich selbst bezogen und erst danach in Hinsicht auf andere. Also: „Tut es mir gut, was ich mache?“ Und dann erst: „Tut es anderen gut, was ich

„mache?“ So habe ich Ihnen die Fragen auf der Rückseite des Zettels notiert. Und auch hier gilt wieder: Das Eine hängt unmittelbar mit dem anderen zusammen.

Wer nicht gut mit sich selbst umzugehen versteht, dem wird das wohl schwerlich im Umgang mit anderen gelingen.

Ich meine, es ist wichtig, sich gelegentlich solch grundsätzlichen Fragen an sein Menschsein, an sein eigenes So-Sein zu stellen. Von daher gilt mein Dank hier der „Erinnerungsguerilla“, jener Bewegung, die menschlich untergründige Fragen wenigstens für einen kurzen Moment an überraschenden Orten an die Oberfläche befördert – und die gerade deshalb ebenso überrumpelnd wie entwaffnend wirken. Gerade, weil ich unvorbereitet bin, bin ich ‚schutzlos‘ getroffen von dieser Frage: Sie geht mir hartnäckig nach.

Wer von uns, so frage ich mich und Sie, wünscht sich das nicht: Ein Mensch zu sein, der gut tut – sich selbst und anderen...

Mir fallen dabei Menschen aus meinem Umfeld ein, mit denen ich einfach gerne zusammen bin: Sie tun mir gut. Sie haben eine positive - mal erfrischende, mal Mut machende, mal beruhigende Wirkung – und ich bin gerne in ihrer Nähe. Sie inspirieren mich, sie respektieren mich. Ich suche ihren Rat und nehme ihn dankbar an. Ich bin so froh, dass es sie gibt und dass ich ihnen über den Weg gelaufen bin, dass ich ihnen begegnen durfte in meinem Leben. Was ihr Geheimnis ist? Ich weiß es nicht wirklich, jedoch scheinen sie ganz bei sich selbst angekommen zu sein. Und dann gibt es die anderen, die ich eher meide, deren Ausstrahlung mir nicht gut tut. Vielleicht fallen Ihnen dazu ja auch ganz spontan Menschen ein. Bei mir sind es vor allem redselige und rechthaberische Menschen, die sehr von sich überzeugt sind, mit denen ich mich schwer tue. Mehr oder weniger bewusst meide ich sie. Ich finde keinen Draht zu ihnen, bin blockiert, weil ich ihnen nicht wirklich Glauben schenken kann. Auch hier weiß ich nicht wirklich, warum sie so sind, wie sie sind bzw. warum sie so auf mich wirken.

„Tut es gut, was wir machen?“ In dieser Form möchte ich die Frage auch an uns als gottesdienstliche Gemeinde heute und hier stellen. Ich möchte mich aber noch einen Schritt weiter vortrauen und Sie fragen: Was glauben Sie – welche Ausstrahlung geht aus von der Reformierten Stadtkirche für Wien und die Wiener, für ihre Gemeindeglieder und für Menschen, die vielleicht nur einmal zufällig hier vorbeischauchen? Welche Ausstrahlung haben wir als gläubige Christen, als die wir uns ja sehen und wohl auch gesehen werden? Es wäre doch wirklich schön und wünschenswert, würde die Welt durch uns ein bisschen heller und freundlicher. Ja, ich glaube schon, dass das auch unser Auftrag als Christen für diese Welt ist.

Hören wir dazu den Predigttext für heute aus dem 7. Kapitel des Johannesevangeliums. Ich lese die Verse 37 bis 39 in der Fassung der Zürcher-Bibel:

„Am letzten, dem großen Tage des Festes aber stand Jesus da und rief: Wenn jemand dürstet, komme er zu mir und trinke. Wer an mich glaubt, aus dessen Leibe werden, wie die Schrift gesagt hat, Ströme lebendigen Wassers fließen. Das sagte er aber mit Bezug auf den Geist, den die empfangen sollten, welche an ihn glaubten, denn [den heiligen] Geist gab es noch nicht, weil Jesus noch nicht verherrlicht war.“

Rede zu uns, Herr, wir wollen hören! Amen.

Wie häufig beim Johannes-Evangelium kommt mir Jesus hier zunächst etwas zu vollmundig daher, liebe Gemeinde. Und wie häufig beim Johannes-Evangelium brauche ich mal wieder Erklärungshilfen, um besser zu verstehen, warum das so ist und worum es hier eigentlich geht.

Es ist Sukkot, das jüdische Laubhüttenfest in Jerusalem: Dazu pilgern alljährlich viele Gläubige in die Heilige Stadt, und Jesus feiert mit ihnen. Das Laubhüttenfest gehört - wie Pessach und Schawuot - zu den jüdischen Wallfahrtsfesten und ist das größte und volkstümlichste Fest der Juden: Es dauert eine Woche und beginnt mit den Bitumgängen, die in vergangener Zeit auf den Feldern für eine gute Ernte vollzogen wurden.

Es sind eigenartige Bräuche, die das Laubhüttenfest bis heute umrahmen: Die Männer bauen aus Sträuchern und Zweigen provisorische Hütten, so wie es ihre Vorfahren auf dem Zug Israels durch die Wüste getan hatten. Auf diese Weise erinnert man sich an die Befreiung aus Ägypten. Wer im Herbst schon einmal Israel bereist hat, wird sie vielleicht gesehen haben, die unter freiem Himmel stehenden Hütten aus Laub, Palmblättern und Stroh – im Garten, im Hof, auf dem Parkplatz oder Balkon. In der sog. Sukka werden, wenn es das Wetter erlaubt, die Mahlzeiten während der Dauer des Festes eingenommen; gesetzestreue Juden übernachteten sogar darin. Genauso spielt Wasser eine entscheidende Rolle beim Laubhüttenfest: Ursprünglich ein Erntefest vergleichbar unserem Erntedank, steht der Dank für und die Bitte um ausreichenden Regen für die Ernte im Mittelpunkt des Gottesdienstes.

Zur Festliturgie gehörten traditionell daher auch das Wasserschöpfen der Priester aus der Quelle des Teiches Siloah am Fuße der Davidsstadt und das anschließende Ausgießen des Wassers auf dem Brandopferaltar des Tempels. Es erinnerte einerseits daran, wie Gott in der Wüste den Durst des Volkes stillte: Als das Volk in der Wüste zu verdursten drohte, haderte es mit Gott. Gott befahl daraufhin Mose, mit seinem Stab auf einen Felsen zu schlagen, aus dem dann wundersam eine Wasserquelle entsprang und das Volk vor dem Verdursten errettete (2. Mose 17). Andererseits ist diese Zeremonie zugleich die symbolische Darstellung des endzeitlichen Wassersegens, in dem das Wasser in eine Beziehung gebracht wird zu dem Geist, der in der Endzeit ausgegossen werden soll „über alles Fleisch“, wie es beim Propheten Joel heißt (Joel 2,28 Zürcher-Bibel).

Mag sein, dass der uns unbekanntes Verfasser des Johannesevangeliums den ganz genauen Ablauf des jüdischen Laubhüttenfestes im Jerusalemer Tempel nicht mehr kannte. Das muss nicht verwundern, denn der sog. Zweite Tempel war durch die Römer 70 n. Chr. bereits zerstört - ein weiteres katastrophales Ereignis in der Geschichte des jüdischen Volkes, das damit seinen kultischen Mittelpunkt verlor. Das Johan-

nesevangelium ist in seiner Entstehung jedenfalls deutlich nach dieser Katastrophe anzusetzen, eventuell sogar erst um die Jahrhundertwende. Bekannt waren seinem Verfasser jedoch – durch die Lesungen entsprechender Schrifttexte in der Liturgie des Laubhüttenfestes – noch die vielen literarischen Bezüge zum Thema „Ströme lebendigen Wassers“, die sich vor allem in der prophetischen Tradition der Hebräischen Bibel, unserem Alten Testament, finden. In der redaktionellen Komposition des Johannesevangeliums spielt unsere Szene am Ende der Woche, an der das Fest zusteuert auf seinen Höhepunkt, auf den letzten großen Tag des Festes, wie es hier heißt. Jesus befindet sich offensichtlich im Tempel, als er hier, vollmächtig wie ein Prophet, auftritt. Und: Jesus kennt das Brauchtum. Die Bedeutung des Wassers beim Sukkotfest ist ihm genauso geläufig wie den Menschen um ihn herum. Von daher benutzt er das messianische Bild von der lebensspendenden Wasserquelle ganz bewusst und münzt es um auf sich selbst: „Wenn jemand dürstet, komme er zu mir und trinke.“

Jesus, die Lebensquelle. Jesus, der Durstlöscher. Ein Ausleger hat dazu einmal – etwas flapsig vielleicht, aber m.E. vollkommen zu Recht – vom „unbekannten Ich-bin-Wort“ Jesu gesprochen: „Ich bin das Wasser des Lebens“ würde sich problemlos einreihen lassen in die anderen „Ich-bin“-Worte Jesu im Johannesevangelium, meine ich.

Es ist deutlich: Im Johannesevangelium hören wir nicht Worte des historischen Jesus, sondern Worte der bekennenden Gemeinde lange nach Jesu Tod. Es ist eine Gemeinde, die im Gekreuzigten bereits den Auferstandenen bekennt; ja mehr noch: die an den gekreuzigten Jesus als verherrlichten Christus glaubt.

Und: Es ist eine bedrängte Gemeinde, insofern als ihre Gläubigen als Ketzler aus dem Gemeindegottesdienst der jüdischen Synagoge ausgeschlossen wurden.

Dieser Hintergrund erklärt die eine oder andere antijüdische Aussage im Johannesevangelium. Vergewisserung in beängstigender, bedrohlicher Situation geschieht durch Abgrenzung: Das war damals also nicht anders als heute.

Und: Dieser Hintergrund erläutert die ganz konkrete Frage nach dem Überleben,

nach dem Leben unter den Bedingungen der äußeren Anfechtung und des inneren Zweifels.

Hier geht es also nicht einfach nur vordergründig um das Stillen des Durstes im Sinne des Verlangens nach Wasser. Hier geht es eindeutig um den Lebensdurst, um die Sehnsucht nach erfülltem, sinnvollem, befriedetem Leben. Nach Heilwerden und Heilung. Um die ganz existentielle Frage danach, woraus sich mein Leben speist und woraufhin ich es lebe. Und in wessen Geist ich das tue.

„Wer an mich glaubt, aus dessen Leibe werden, wie die Schrift gesagt hat, Ströme lebendigen Wassers fließen.“

Jesus, das Wasser des Lebens – meine Lebensquelle: Seine Worte und Taten sind Orientierung für mich im alltäglichen Auf und Ab. In Anfechtung und Zweifel können sie jedoch meine einzige Rettung sein. ‚Jesus Christus, unser einziger Trost im Leben und im Sterben‘, so sagt es uns der Heidelberger Katechismus in seiner berühmten Frage 1.

Im Sinne unserer Ausgangsfrage formuliert: Jesus war ganz eindeutig ein Mensch, der anderen gut tat. Und der andere inspirierte, es ihm nachzutun. Jesus hatte Ausstrahlung, und sie strahlte auf andere ab.

So ist wohl Dorothee Sölle zu verstehen, wenn sie in ihrem Buch „Phantasie und Gehorsam. Überlegungen zu einer künftigen christlichen Ethik“ schreibt: „Ich halte Jesus für den glücklichsten Menschen, der je gelebt hat. (...) Jesus erscheint in der Schilderung der Evangelien als ein Mensch, der seine Umgebung mit Glück ansteckte, der seine Kraft weitergab, der verschenkte, was er hatte.“

Anstecken mit Glück, Weitergeben von Kraft, Versprühen von wohltuenden Eigenschaften und Einstellungen, das Verschenken von Eigentum – das sind Möglichkeiten, es Jesus nachzutun. Es geht um unsere Ausstrahlung, um unsere Glaubwürdigkeit. Es geht darum, dass wir uns – auch bei kritischer Selbstreflektion – noch selbst glau-

ben, was wir sagen.

„Wer an mich glaubt, aus dessen Leibe werden, wie die Schrift gesagt hat, Ströme lebendigen Wassers fließen.“

Wer aus dem Glauben an Jesus schöpft, wird selbst ein Leib, aus dessen Innerem lebensquellendes Wasser fließt, und zwar in Strömen. Christlicher Glaube in eine Metapher gekleidet: Es ist ein Bild der Fülle, ein überbordendes Bild, das an den bekannten römischen Brunnen erinnert, den Conrad Ferdinand Meyer so trefflich in seinem Gedicht beschreibt:

Aufsteigt der Strahl und fallend gießt

Er voll der Marmorschale Rund,

Die, sich verschleiernd, überfließt

In einer zweiten Schale Grund;

Die zweite gibt, sie wird zu reich,

Der dritten wallend ihre Flut,

Und jede nimmt und gibt zugleich

Und strömt und ruht.

(Conrad Ferdinand Meyer, Der römische Brunnen [7. Fassung, 1882])

Es geht um ein Nehmen und ein Geben, das im Speisen aus der Lebensquelle Jesus zugleich aus sich heraus strömt und in sich ruht. Nur so kann vorgebeugt werden gegen Ausbrennen, Austrocknen, Auslaugen.

„Das sagte er aber mit Bezug auf den Geist, den die empfangen sollten, welche an ihn glaubten, denn [den heiligen] Geist gab es noch nicht, weil Jesus noch nicht verherrlicht war.“

Am heutigen Sonntag liegen Ostern und Himmelfahrt bereits hinter uns, Pfingsten kirchenjahreszeitlich noch vor uns. Aber anders als im Predigttext uns vorgestellt, in

dem ja so getan wird, als habe es das erste Pfingstfest noch nicht gegeben, kommen wir bereits von dort her. Mehr noch: Wir sind hier versammelt als eine Gemeinde der Getauften, getauft auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Und dennoch: Was uns verbindet mit den Menschen damals im Tempel, die diese Worte Jesu in der Dramaturgie des Johannesevangeliums live hörten, ist, dass auch wir noch Wartende sind. Wartende auf das endzeitliche Heil, Wartende auf das Reich Gottes, das hier zwar auch schon anbricht, wie es das Lukasevangelium sagt, aber eben noch nicht zu seiner Vollendung gekommen ist.

Hier wie dort befinden wir uns – räumlich, zeitlich, existentiell – in einem Dazwischen.

Hier wie dort sind wir aufgefordert, diesen Zwischenraum zu gestalten.

Nicht einfach nur abzuwarten und derweil die Däumchen drehen und den lieben Gott einen guten Mann sein lassen.

Nein: Erfasst von Strömen des Lebens dieser Strömung auch trauen. Vertrauen darauf, dass die Ströme lebendigen Wassers sich ihren Weg im Leben bahnen im Dazwischen und letztlich sogar im Darüberhinaus. Und nicht nur mich erfassen, sondern alle, die da dürstet. Es ist der Geist, der dies bewirkt und möglich macht und wie lebendiges Wasser fließt – hin zu denen, die auch Lebensdurst haben. Im Vertrauen auf die Kraft des Geistes werden wir so selbst zu Leibern strömenden Wassers.

Tut es also gut, was ich mache?

Tut es mir gut, was ich mache? Tut es anderen gut?

Tut es gut, was wir machen?

Tut es uns gut, tut es anderen gut, was wir machen?

Diese Fragen möchte ich Ihnen und mir heute mit auf den Weg geben – in eine neue Woche, die auf Pfingsten zustrebt.

Wie kann ich das Dazwischen gestalten? Zwischen heute und Pfingsten? Zwischen heute und dem endzeitlichen Heil?

Der Name des heutigen Sonntags im Kirchenjahr – „Exaudi“ – gibt uns dafür, so meine ich, einen Hinweis: Exaudi, Domine, vocem meam, qua clamavi ad te; miserere mei, et exaudi me! (Ps 27,7); auf Deutsch: „Herr, höre meine Stimme, wenn ich rufe! Sei mir gnädig und erhöre mich!“

Im Hören und Er-Hören liegt ein Schlüssel zum noch Verschlussenen. Es geht um Wahrnehmung. Es geht um achtsame Vorbereitung auf das, was noch aussteht: Hier die Vorbereitung auf Pfingsten und dort die Erwartung endzeitlichen Heils.

Hören in der Haltung des Stille- und Inne-Haltens und Schauens auf das, was kommt, im Nicht-Wissen und Nicht-Weiter-Wissen, aber alles erwarten und für möglich halten.

Und: Er-Hören in der Haltung des aufmerksamen Mitgehens und Mitfühlens, im Ermöglichen all dessen, was möglich und notwendig ist zu tun – für mich selbst, für meine Mitmenschen, für jede Kreatur und zusehends mehr für die bedrohte Schöpfung. Und trotz der Fülle der Erwartungen und Herausforderungen auch hier alles erwarten und für möglich halten – von mir selbst, von anderen, von Gott. Gespeist aus der Quelle des Lebens, die niemals versiegt. Gespeist von dem, der mir gut tut und Ihnen: Jesus Christus als „Gottes Zuspruch“ an unser Leben. So erwartungs- und vertrauensvoll sollen wir auch **Gemeinde leben** im Hier und Jetzt – trotz der Fülle der Erwartungen und Herausforderungen: Jesus Christus als „Gottes kräftiger Anspruch auf unser ganzes Leben“, der uns befreit „aus den gottlosen Bindungen dieser Welt zu freiem, dankbarem Dienst an seinen Geschöpfen“, wie es die Barmer Theologische Erklärung in ihrer 2. These formuliert. „Wenn das Leben der Gemeinden kräftig und überzeugend ist“, so sagte es Wolfgang Huber, der damalige Bischof der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, einmal in einem Artikel der Frankfurter Rundschau (7./8. Mai 1997), dann „findet auch der Beitrag der Kirche zur öffentlichen Diskussion

Predigtseiten der Reformierten Stadtkirche
Dorotheergasse 16, 1010 Wien
www.reformiertestadtkirche.at
28.05.2017, Bettina Mittelbach
10

im Ganzen die nötige Resonanz.“ Und diesen spezifischen Beitrag der Kirche, so scheint es mir, braucht die Welt heute mehr denn je. Mehr noch: Er täte der Welt und uns als Gliedern einer Gemeinde, wo immer diese sich befindet, gut. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.